

Im Nebel [Fortsetzung]

Autor(en): **Tinseau, Léon von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587786>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Im Nebel.

Roman von Léon von Linseau.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

IX.

„Herr Quintaine!“ meldete die alte Dienerin eintretend. „Sie trauen Ihren Augen nicht?“ sagte dieser ersten Mal zu Ihnen. Ich achte Sie zu sehr, um mich durch eine banale Phrase zu entschuldigen. Paris ist entschieden ein abscheulicher Ort. Ich lebe hier wie ein Bär auf einer treibenden Eisscholle — und ich bin nicht der einzige, der diese Existenz führt. Warum mich die Strömung nie zu Ihnen getrieben, während sie mich zu Plappermäulern treibt, die ich verachte, das ist das Geheimnis des stupiden Pariser Lebens. Darf der Bär nun auf eine gütige Aufnahme hoffen?“

„Geben Sie die Pfote,“ antwortete Frau Bernier, „und schieben Sie sich einen Lehnstuhl herbei. Werden wir wieder „Athalia“ spielen, wie anlässlich unserer letzten Begegnung?“

„Wahrlich, gnädige Frau, Sie haben es erraten. Ich bin hier, um mit Ihnen über den armen kleinen Joas zu sprechen.“

„Der arme kleine Joas und Fräulein Caron sind ein und dieselbe Person, wenn ich nicht irre. Was ist ihr denn Schlimmes widerfahren?“

„Ich hätte wetten mögen, daß Sie von nichts wissen. Ach, glückliche Frau, die außerhalb dieser Kloake, dieses Sammelplatzes von Unrat, den man die Welt nennt, lebt. Erlauben Sie, daß ich Ihnen zunächst eine Szene schildere, deren Zeuge ich neulich bei Frau Bitterlin war.“

Nach beendetem Bericht fuhr Quintaine fort: „Ich lasse meiner Zunge sonst auch freien Lauf und lästere so gut wie ein anderer. Allein in diesem Fall wurde ich von Mitleid für das junge Mädchen ergriffen, das ich erst einmal gesehen hatte. Sie hat alles gegen sich: den unverföhllichen Groll einer sehr bösen Frau; ihre Schönheit im Verein mit ihrer Armut; schließlich ihre eigene Ungeschicklichkeit. Sie geht nicht mehr aus; sie empfängt nicht mehr; sie hat niemandem etwas gesagt — nicht einmal Ihnen. Es bleibt ihr nun nichts übrig, als ins Ausland zu reisen. Sie können sich vorstellen, was alles erfunden werden wird, wenn es nicht schon geschehen ist.“

„Mein Gott!“ rief Frau Bernier. „Ich wollte, Sie könnten Felix Herepian, der sie liebt, darüber klagen hören, daß sie ihm gar keine Beachtung schenke. Und da will man behaupten, daß sie . . .“

„O, meiner Treu, seien Sie versichert, daß, wenn ich je an ihrer Unschuld gezweifelt habe, dieser Zweifel nun vollständig behoben ist. Wirklich Schuldige hätten es nicht so geschickt angefangen, um ihre Schuld unzweifelhaft festzustellen.“

„Aber was kann ich arme alte Frau thun?“

„Ich glaube, daß die armen alten Frauen Ihres Schlages sehr viel thun können. Wie dem auch sei: nachdem Sie diejenige waren, die das junge Mädchen bei Rosa Bitterlin einführten, fand ich es angemessen, Sie über den Stand der Dinge aufzuklären.“

„Aber Sie sind ja mit Felix Herepian bekannt.“

„Nicht genug, um ihm sagen zu können: finden Sie nicht, daß Sie um den Pfarrer und Notar schicken sollten? Derlei Kommissionen sind niemals angenehm, selbst wenn es sich nicht um einen Heiratskontrakt und eine Trauung handelt. Und außerdem habe ich stets eine heillose Angst vor der Ehe gehabt.“

„Ihrer Meinung nach müßte also Felix das junge Mädchen heiraten?“

„Er ist in keiner Weise dazu verpflichtet; aber er würde ihr einen großen Dienst damit erweisen, den einzigen, den er ihr überhaupt noch zu erweisen vermag.“

„Ach, ist das Ihre unumstößliche Meinung? Und darf ich ihm das mitteilen?“

„Ich rate es Ihnen nicht: es würde ihm zu lächerlich vorkommen. Ich, der unverbesserliche Hagestolz, einem andern die Ehe predigend! Lafontaines Fuchs hatte wenigstens die Ausrede, selbst keinen Schwanz mehr zu haben, als er den Kameraden diese Amputation anriet.“

„Hören Sie mich an,“ sagte Julie; „Herepian kann jeden Moment kommen. Erwarten Sie ihn, ich werde in Ihrer Gegenwart mit ihm sprechen.“

„Großer Gott!“ schrie Quintaine mit komischem Entsetzen. „Sie wollen, daß ich der Operation beiwohne? Ich habe ein weiches Herz und konnte nie Blut sehen. Der arme Teufel! Er wird seine Gefälligkeit teuer



bezahlen. Das ist eine schreckliche Lehre, und ich werde fortan keiner Bettlerin ein Almosen geben, ehe ich mich überzeugt habe, daß sie weder ledig noch Witwe sei."

Nach diesen Worten nahm er Reißaus und ließ Frau Bernier lachend zurück. Aber sie wurde bald wieder ernst und nachdenklich. Ihr Belagerungsplan war entworfen, als Felix erschien. Man wird sehen, daß ihre Taktik nicht unfehlbar war. Dieser großmütigen, romantischen Frau, die nur die erlaubte glückliche Liebe kennen gelernt hatte, fehlte es gänzlich an Lebenserfahrung. Dies ist einer der zahlreichen Nachteile der Unständigkeit.

Da sie selbst von der Verleumdung stets verschont geblieben war, fühlte sie einen wirklichen Schmerz bei dem Gedanken, daß eine Unschuldige verdächtigt werden könne. Vielleicht hielt sie Alexandrine für kompromittierter, als sie es tatsächlich war; ganz sicher aber irrte sie mit der Annahme, daß sie für immer kompromittiert sei. Sie hatte nicht jenes glückliche Vertrauen in den Leichtsinns und die Gleichgültigkeit der Welt, die so vielen Angeklagten, ja sogar Verurteilten die sichere Hoffnung gibt, von Paris bald vergessen zu werden. Sie mußte überdies nicht, wie weit der Abscheu der jetzigen Generation vor der Pflicht geht. Dies alles läßt ahnen, daß der Plan Frau Berniers Fehler enthielt, deren Konsequenzen sich gleich zeigen werden.

Sie berührte zunächst die amerikanische Angelegenheit.

"Ich habe unsere junge Freundin gesehen," sagte sie; "wir sprachen von ihrer Cousine, und ich faßte die Idee, der Präsidentin des Woman's Club in Chicago zu schreiben. Wenn die Antwort günstig ausfällt, will ich Miß Leslie bis zum Friedensschluß unter meinen Schutz nehmen. Das wird immerhin eine Sorge weniger für die unglückliche Alexandrine sein."

Felix stutzte. Es war das erste Mal, daß Julie bedauernd von Fräulein Caron sprach, sie mußte etwas erfahren haben.

"Halten Sie mich etwa für sehr glücklich?"

"Wenigstens weinen Sie nicht wie sie. Es scheint, daß Sie das Haus nicht mehr betreten."

"Sie wissen wohl weshalb."

"Jedenfalls nicht durch Sie; Sie würdigen mich keiner vertraulichen Mitteilung."

"Die soll Ihnen werden, wenn Sie es wünschen. Ich möchte mich am liebsten ins Wasser stürzen. Ich bin ein Idiot, ein Dummkopf, der ungeschickteste Mensch der Welt. Ich habe diesem jungen Mädchen das Leben verdorben, sie in eine unerträgliche Lage gebracht, und nun will sie mir auch noch zurückerstatten, was ich für sie ausgegeben habe. Hier, lesen Sie diesen Brief!"

"Armes Kind," sagte Frau Bernier, nachdem sie Alexandrines Schreiben überflogen hatte. "Aber noch ist nichts verloren. Sie lieben sie, sie erwidert Ihre Liebe..."

"Nein, sie liebt mich nicht! Sie sehen ja, daß sie nichts von mir annehmen will. Mich wundert nur, daß sie sich nicht erbötig macht, mir die Blumen zu bezahlen, die ich ihr gab. Sagen Sie, was thäten Sie an meiner Stelle?"

"An Ihrer Stelle, mein lieber Felix, würde ich mich nicht ins Wasser, sondern zu ihren Füßen stürzen. Sie ist arm; aber Sie haben genug für zwei, und die Versicherung, sein Leben an der Seite einer guten, ergebenden, liebevollen Frau zuzubringen, ist auch etwas wert."

"Liebevoll? Da müßte sie sich sehr rasch geändert haben. Was bringt Sie auf diese Vermutung?"

Seine Sprache war schon minder entschieden: er leugnete nicht, er frug. Statt ihren Vorteil wahrzunehmen, verließ die gute Julie das Terrain der Liebe und wagte sich auf ein gefährlicheres Gebiet. Um sich die Last der Verantwortlichkeit zu erleichtern, schob sie sie zur Hälfte Quintaine zu.

"Aber schließlich," fuhr sie fort, "begreife ich nicht, daß Ihnen der Gedanke an diese Heirat nicht früher gekommen ist. Es ist ja nichts Außergewöhnliches, es sind vor mir schon andere darauf verfallen."

„Wirklich?“ sagte Felix, mit verändertem Gesichtsausdruck.
„Kann man wissen?“

„O, ich verheimliche nichts. Soeben war Paul Quintaine hier.“

„Quintaine besucht Sie? Das wußte ich nicht.“

„Es war sein erster Besuch. Er kam, als der rechtschaffene Mann, der er ist, um mit mir über dieses junge Mädchen und — über Sie zu sprechen.“

„Oh! oh! sind wir so weit?“ sagte Felix. „Aber warum spricht der rechtschaffene Mann nicht lieber mit mir selbst über meine Angelegenheiten?“

„Er sagt, er habe als unverbesserlicher Hagestolz nicht das Recht, andern die Ehe zu predigen.“

„Er meint somit, ich müsse Fräulein Caron heiraten?“

„Er sagt nicht, daß Sie müssen, wohl aber, daß Sie dem jungen Mädchen bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge keinen größeren Gefallen erweisen könnten.“

„Und Sie, liebe Frau Bernier, glauben Sie, daß ich muß?“

„Es gibt müssen und müssen, mein Freund. Sie sind nicht moralisch verpflichtet, ins Wasser zu springen, um eine Unglückliche, die in Gefahr ist zu ertrinken, zu retten. Aber wenn Sie großmütig, eine höher veranlagte Natur sind und überdies diejenige, die in Todesgefahr schwebt, lieben, werden Sie nicht zögern. Bedenken Sie übrigens, daß Alexandrine ein wenig durch Ihre Schuld mit den Wellen kämpft!“

„Nach alldem betrachten Sie ja diese Heirat unbedingt als eine Pflicht, ein Muß? Entsetzliches Wort, wenn es sich an jenes andere furchtbare Wort: Ehe knüpft!“

„Ach was! Wenden Sie die Augen ab von dem Wort, das Ihnen so unangenehm ist, und denken Sie nur an die Freuden, die Ihrer harren!“

„Halten Sie das für so leicht? Ich glaube, meine Mutter zu hören, wie sie vor zwanzig Jahren, wenn ich krank war, zu mir sagte: „Trink diese Orangeade, Liebling. Nicht wahr, sie riecht gut?“ Die Orangeade mochte gut riechen; aber ich wußte wohl, daß der Grund des Glases die verordnete Medizin enthielt, das heißt das Muß. Ich behielt auch nur den Geschmack der Medizin im Mund.“

„Das ist die Macht der Phantasie!“

„Vielleicht; allein ich entsinne mich noch anderer Worte meiner Mutter: Mein Sohn, die Frau nicht heiraten, die du liebst, kann dein Leben zum Fegfeuer gestalten; aber die Frau heiraten, die dich nicht liebt, ist die Hölle für dieses Leben, wenn nicht auch für das künftige!“ Nun, bis jetzt ist es Ihnen nicht gelungen, mich zu überzeugen, daß Fräulein Caron für mich mehr als Freundschaft fühle.“

„Aber mein Gott! Sollten Sie wirklich nicht weiter gekommen sein, nachdem Sie so viel mit einander geplaudert haben?“

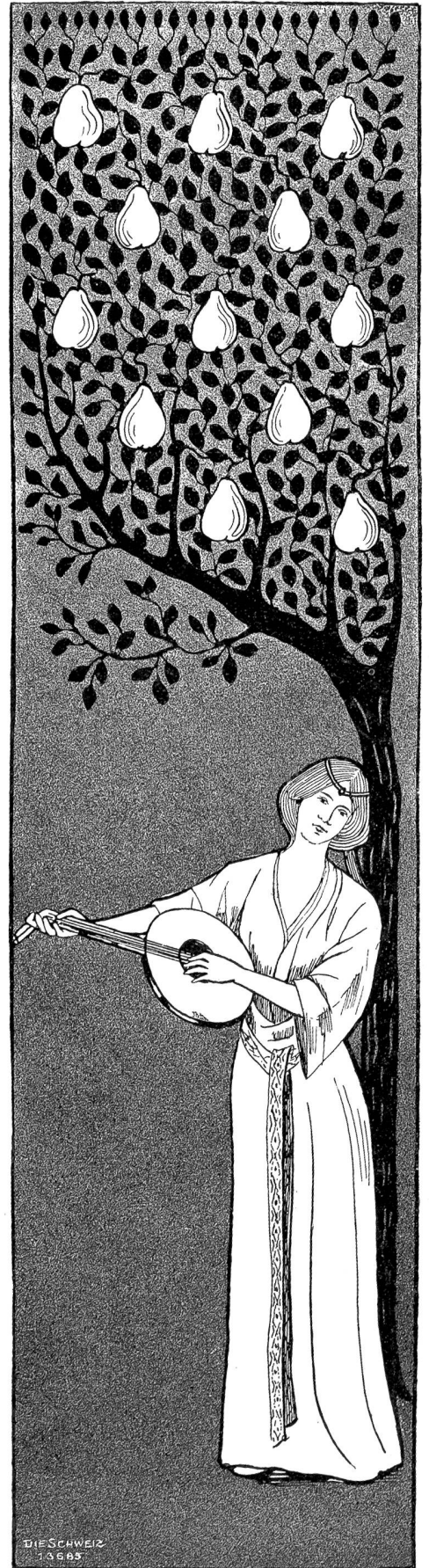
„Eben deshalb. Während Frau Wyzdenko schlief, tauschten wir unsere Ideen über die Liebe aus . . . Stellen Sie sich den Peruaner und den Eskimo vor, wie sie sich über die Wohlthaten der Sonne unterhalten! Sie werden mir wiederholen, daß sie im Nebel verborgen sei. Aber wird sie die Nacht haben, hervorzubrechen? Es gibt Ehen, in deren ganzem Verlauf sich kein Stückchen blauen Himmels zeigt.“

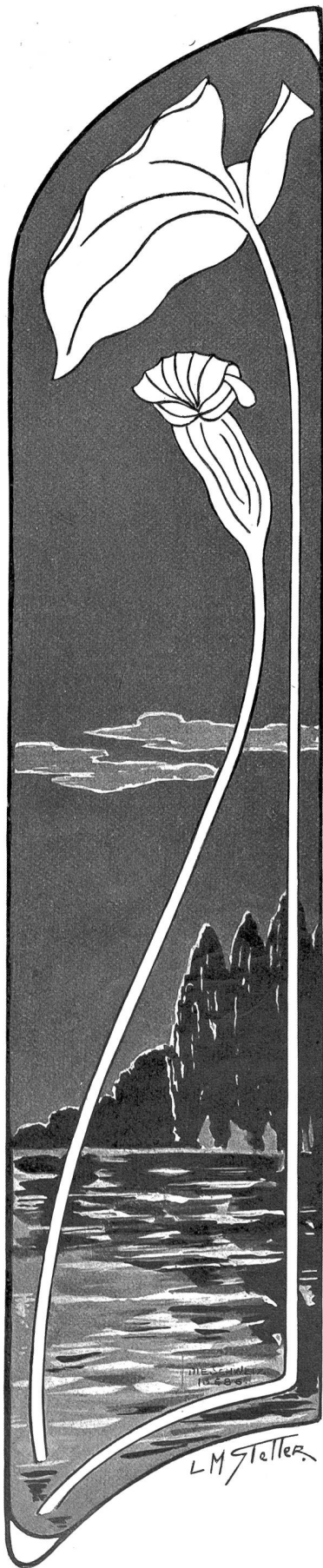
„Das können Sie unmöglich befürchten bei einer Frau, die Ihnen alles zu verdanken hätte.“

„Glauben Sie,“ sagte Hecypian skeptisch lächelnd, „daß sie davon entzückt wäre? Sie, die mir nicht einmal fünfhundert Franken zu verdanken haben will!“

„Gut!“ sagte Julie, die dieses lange Scharmügel nervös gemacht hatte. „Sprechen wir nie mehr davon. Alles in allem sind Sie zu nichts verpflichtet.“

Nach diesen Worten trennten sie sich, kühler als gewöhnlich. Frau Bernier war vollständig entmutigt. Da sie Alexandrine nicht





verheiratet konnte, wollte sie sie wenigstens zerstreuen und schlug ihr, wie am vorhergehenden Tag, einen Spaziergang im Bois vor.

Natürlich war weder von Quintaine noch von Felix die Rede; man sprach von Edna. Frau Bernier erzählte, daß sie an die Präsidentin des Woman's Club geschrieben habe.

„Wenn alles so geht, wie ich hoffe,“ schloß sie, „wird Ihre Cousine versöhnt mit ihrer Großmutter und mit den freundschaftlichsten Gefühlen für Sie nach Amerika zurückkehren.“

„Ach, gnädige Frau,“ sagte das junge Mädchen, „Sie werden mir helfen, mehr als dies zu erreichen. Ich will auch abreisen; Paris ist mir verhaßt. Die Schwierigkeit wird darin bestehen, Großmama zur Reise zu bewegen.“

„Warum wollen Sie Frankreich verlassen, wo Sie so gute Freunde haben?“

„Oh! Welche Freunde?“

„Nun, ich zum Beispiel . . . und dann . . . Felix Herepian.“

„Der kommt mir teuer zu stehen!“

„Ich habe sagen gehört, daß wir die Männer, die uns teuer zu stehen kommen, manchmal lieben. An Ihrer Stelle würde ich Felix unzweifelhaft lieben.“

„An meiner Stelle, gnädige Frau, würden Sie thun wie ich; Sie würden Ihrer Vitanei die Anrufung beifügen: ‚Vor dem Unglück, zu lieben, bewahre mich, o Herr!‘ Die Krankheit, genannt Ehrbarkeit ohne Geld, ist nur ein Kinderspiel gegen jene andere: Liebe ohne Mitgift.“

„Das ist schon richtig, meine liebe Kleine; nur kommt die Liebe manchmal trotz allen Heiligen des Paradieses.“

„Oh, ich fürchte mich nicht,“ sagte Alexandrine tapfer. „Augenblicklich denke ich nur an eines: recht weit wegzugehen.“

Frau Bernier fand es nutzlos und grausam, das Gespräch fortzusetzen. Sie begleitete ihre Gefährtin bis an die Thür ihrer Wohnung und kehrte dann nach Hause zurück. Hier erwartete sie Herepian. „Gut, der ist gefangen,“ dachte sie.

„Sie haben sich noch nicht ertränkt?“ sagte sie zu ihm.

„Spotten Sie nicht!“ entgegnete er; „ich bin unglücklich. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie mich verurteilen.“

„Sie kennen mich schlecht, wenn Sie glauben, daß ich irgend jemand verurteile. Uebrigens habe ich eine angenehme Neuigkeit für Sie: Fräulein Caron geht mit ihrer Cousine, wenn diese nach Amerika zurückkehrt.“

„Ach, mein Gott, was sagen Sie? Sie will fort?“

„Es ist das Beste, was sie thun kann. Wollte Gott, sie könnte morgen abreisen!“

„Und Sie werden sagen, daß ich schuld daran sei?“

„Das werde ich Ihnen nicht sagen. Der Name dieses jungen Mädchens soll zwischen uns nicht mehr ausgesprochen werden.“

„Ja, aber Sie werden es unserm Freund Quintaine sagen?“

„Was liegt Ihnen daran? Er wird Ihnen ebensowenig etwas darüber sagen wie ich.“

Herepian dachte einige Sekunden lang nach; dann sprach er die Worte, die Frau Bernier erwartete:

„Ich werde Fräulein Caron heiraten, wenn sie mich haben will. Uebernehmen Sie es, ihr die Frage vorzulegen.“

Frau Bernier warf sich an den Hals ihres Gefangenen auf Ehrenwort. „Ob sie Sie wird haben wollen?“ rief sie aus. „Ach, mein liebes Kind, da können Sie ruhig sein.“

„Es ist wahr,“ seufzte Felix, „sie kann mich eigentlich nicht zurückweisen.“

Nächsten Tags gab es nochmals einen Spaziergang im Bois.

„Mein Kind,“ sagte Frau Bernier, sobald sie mit ihrer jungen Freundin allein war, „Ihre Idee, nach Amerika zu reisen, ist nicht allen Leuten recht. Felix Herepian ist entschlossen, Sie daran zu hindern.“

Es war ein Unglück, daß Herepian die Augen und Wangen Alexandrines bei diesen Worten nicht sehen konnte. Sie wollte indessen nicht zu schnell verstehen und frug:

„Wie könnte er das?“

„Indem er Sie heiratet, meine Schöne. Werden Sie jetzt auch noch Litaneien beten, um ihn nicht zu lieben?“

„Indem er mich heiratet! Aber ist das auch ganz gewiß, gnädige Frau? Er ist reich, und ich bin arm, ärmer als er vielleicht denkt.“

Die gute Julie gab nun abermals eine Probe ihrer Ungeschicklichkeit:

„Man darf nie verzagen,“ sagte sie, ganz erfüllt von ihrer Aufgabe. „Das Gute entsteht manchmal aus dem Bösen. Ich dachte an diese Heirat vom ersten Tag an, an dem ich Euch beisammen sah. Sie kennen Felix nicht. Er ist edel und großmütig, dabei aber überaus schüchtern. Er liebt Sie schon lange leidenschaftlich. Aber er wartete und schwieg; denn er fürchtete, Ihnen zu mißfallen. Ihre Feinde haben mehr zu seinem Entschluß beigetragen, als ich es je imstand gewesen wäre. Als er sah, wie die Ungerechtigkeit, die dumme Bosheit der Welt sich an Sie heranwagten, war er wie umgewandelt.“

„Ach ja . . .“ sagte Alexandrine, sehr blaß, mit Thränen in den Augen.

Frau Bernier, die nicht merkte, welche Verwüstungen sie anrichtete, fuhr in ihrem Lobe fort:

„Wie schön und rechtschaffen ist es, wenn ein Mann eine Ehe so uneigennützig schließt! Sie sind ganz eingeschüchtert, arme Kleine. Glückselig, nicht wahr? Umarmen Sie mich, mein Herzchen, und eilen wir zur Großmama, um ihr die gute Nachricht zu überbringen.“

Im ersten Augenblick wollte Alexandrine die angebotene Umarmung zurückweisen. Schon öffnete sie den Mund, um die Worte auszusprechen: „Sagen Sie Großmama nichts. Ich will nicht aus Pflicht geheiratet werden, als wäre ich ein armes, gefallenes Geschöpf.“

Aber sie dachte an die Welt, die sie wieder aufnehmen würde, an die alte Frau, der sie eine so große Freude bereiten konnte, an die überstandenen Kämpfe, die ruhig dahinfließende Existenz . . . Und ohne ein Wort zu sagen, ließ sie sich von Frau Bernier ans Herz drücken.

(Fortsetzung folgt).

Mephisto in der Dorfschule.

Von J. Eichenberger.

(Schluß).

Immer mehr wußte der „Alte“ mich in seine Gewalt zu kriegen, indem er mich, bald durch Ueberredung, bald durch Drohungen zu allerhand Tuschereien, zum Teil ganz hoshafter Art, veranlaßte, zu denen ich doch gar nicht aufgelegt war, ja die mir eigentlich im Herzen zuwider waren. Solche Streiche wurden mir nur um so übler vermerkt, als ich bisher für einen ziemlich harmlosen und stillen Jungen gegolten hatte, der nicht leicht ein Wässerlein trübt. Bald war ich denn auch in der ganzen Nachbarschaft als ein heimtückischer Schlingel und Thunichtgut berüchtigt. Am peinlichsten war für mich, daß man meine Mutter, die doch von allem nichts wußte, für meine Thaten verantwortlich machte und sie als warnendes Beispiel aufstellte, wie wenig eine alleinstehende Frau bei aller sonstigen Tüchtigkeit imstande sei, einen Jungen ordentlich im Zaum zu halten. Ich liebte meine Mutter über alles und hielt sie für die beste und ehrenwerteste aller Frauen, und so war für mich der Gedanke, ihr Schande zu machen, eines der schlimmsten Uebel, die ich mir vorstellen konnte. Wenn ich am stillen Abend an ihrer Seite saß, während verschwiegener Gram an meinem Herzen fraß, dachte ich mit Wehmut der schönen Zeiten, da ich noch nichts vor ihr zu verbergen hatte, da ich ihr noch frei ins Auge schauen konnte. Wie lang war das schon her! Und wie war nun alles anders. Wohin war es mit mir gekommen! Dann nahm sie wohl meinen Kopf zwischen ihre Hände und sah mir besorgt ins Gesicht.

„Toni, was hast du nur? Du bist so still und bleich die Zeit her; du wirst mir doch nicht krank werden wollen?“

Dann fiel ich ihr schluchzend um den Hals und hätte so gern all mein Weh vor ihr ausgeschüttet. Aber wie ein Stein stak es mir in der Kehle, und über die Lippen brachte ich kein Wort.

Allein es sollte noch Schlimmeres über mich kommen. Doch bevor ich davon berichten kann, muß ich etwas weiter aus-holen.

Im Dorf lebte ein alter Verwandter von uns, ein mehr als achtzigjähriger Junggeselle. Er war mein Pate, und ich nannte ihn Vettergötti. Der kam dann und wann an einem Winterabend zu uns „z'Stubete“, um seine alten Glieder an unserem Ofen zu wärmen und mit jemand plaudern zu können. Und er verstand auch zu plaudern, der Alte, daß man ihm gerne zuhörte. Wenn er auch nicht weit in der Welt herumgekommen war, so hatte er doch in seinem langen Leben gar

manches gesehen, wovon wir Jungen uns nicht träumen lassen. Wenn er in seiner langsamen, bedächtigen Art so eine alte Geschichte nach der andern hervorzog, dann legte wohl die Mutter den Strickstrumpf beiseite, um besser zuhören zu können, und ich hing mit Andacht an des Alten Lippen. Ich hatte aber noch einen andern Grund, warum ich den Vettergötti so gern kommen sah. Für mich, den jüngsten Sprößling seines Stammes, hatte er eine besondere Zuneigung, und nie erschien er, ohne daß die Tiefen seiner Rocktaschen etwas für mich bargen, eine Hand voll Nüsse, dürre Zwetschen oder Kirschchen. Daran knusperte ich dann, während ich neben ihm in der dunklen Ofenecke kauerte.

Der Vettergötti kannte den Stammbaum unseres Geschlechts aufs genaueste bis hinauf in seine ältern, schon verdorrten Zweige, und sein alter Kopf enthielt eine ganze Familienchronik, aus der er mit Vorliebe erzählte. Für mich hatte es einen unbeschreiblichen Reiz, Gestalten wieder auftauchen zu sehen, die einst gelebt und gestrebt, gelacht und geweint hatten, als leibhaftige Menschen, die noch dazu mit mir eines Bluts waren, und die doch schon so viele, viele Jahre in den Gräbern moderten.

Mehr als einmal erzählte uns der Vettergötti die unheimliche Geschichte von meinen zwei Großtanten. Die jüngere, Priscilla, war einst seine Braut gewesen, aber jung verstorben; die ältere, Marie Urse, hatte sich nach auswärts verheiratet, war später nach Amerika ausgewandert und hatte nun schon viele Jahre nichts mehr von sich verlauten lassen. Wenn der Vettergötti auf „die Mädchen“ zu sprechen kam, dann lebte der alte Mann ordentlich auf, sein Mund wurde beredter als sonst, und seine trüben Augen erhellte ein Schimmer jugendlichen Feuers. Schön waren sie gewesen, die Mädchen. Und wie! Landauf, landab fand man ihnen keinen Gespanen. Priscilla mit blonden Locken und blauen Augen, Marie Urse mit mußbraunem Haar und dunklen Augen; beide mit Wangen wie Apfelblüten. So lebten die Mädchen in Vettergöttis Erinnerung, und gern labte er sein altes Herz an ihrem Bild.

Und dabei waren beide so brav und fromm — fast nur zu fromm — und gingen trotz ihrer Jugend und Schönheit lieber zur Kirche als zum Tanz. „Ach ja,“ pflegte der Vettergötti, wenn er darauf kam, nachdenklich zu sagen, „man sollte es nicht glauben, und doch scheint es, leider Gottes, so: gerade wo die Frömmigkeit gar so überaus groß ist, da legt der